Neuere Literaturgeschichten.

(Für die Pädagogischen Monatshefte.)

Von *O. E. Lessing, Ph. D.,* Smith College, Northampton, Mass.

(Fortsetzung.)

Bartels war einer von den wenigen Kritikern, die sich von Anfang an durch die Erfolge Hauptmanns und Sudermanns nicht blenden liessen. Statt den einen gegen den andern auszuspielen, wie es die „Hauptmanngemeinde“ gegen die Sudermanngemeinde“ und umgekehrt tat; statt nach dem Vorbild der Berliner Kritik Hauptmann zum dramatischen Genie, Sudermann zum grössten Epiker des modernen Deutschland zu erheben, erkannte Bartels die Vorzüge und Schwächen beider. *Frau Sorge* wusste er vollauf zu würdigen, die Dumas'sche Frivolität und Sensationslust im *Katzensteg,* die sogar Anton Schönbach verborgen blieb, durchschaute er sofort. Und dass Sudermann seit der *Heimat* zum Poseür und blossen Theatraliker herabgesunken war, dass er sein angeborenes Talent der Sucht nach äusserem Erfolg geopfert, das hatte Bartels schon längst festgestellt, als ernsthaft zu nehmende Literaturgelehrte wie Kuno Francke die *Heimat* noch als echte und bedeutende Dichtung priesen. Die seitherige Laufbahn Sudermanns als Epiker, Dramatiker, öffentlicher Redner (Goethe-Bund!) hat Bartels Recht gegeben.

Auch sein nüchternes Urteil über Hauptmann, das er schon 1897 in seinem Buch niederlegte, hat er später nicht zurücknehmen müssen. Auch hier hat er gegen den beissenden Spott R. M. Meyers das Feld behauptet. Für ihn war Hauptmann ein echtes, aber beschränktes Talent, dessen Stärke in der Beobachtung und Darstellung des alltäglichen Lebens lag, aber nicht in der Gestaltung dramatischer Charaktere, noch in der Durchführung tragischer Probleme. Er wies Hauptmann auf die Novellistik hin und wurde verlacht. Jetzt wissen wir alle, dass Hauptmann als Dramatiker gescheitert ist. Vielleicht dürfen wir mit Bartels von dem Verfasser des *Bahnwärter Thiel* und des *Apostel* noch bemerkenswerte Leistungen im Epos erwarten. Fraglich erscheint auch das, bei der von Bartels selbst festgestellten geistigen Armut des schlesischen Dichters.

II.

Deutsche Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts von *Carl Weitbrecht.* Göschen. Leipzig, 1902. Mark 1.60.

Wie Bartels ist auch Weitbrecht Literarhistoriker und Dichter zugleich. Letzterer steht im selben Verhältnis zu Schiller, wie Bartels zu Hebbel. Ist der eine mit Recht Hebbels Prophet genannt worden, so ist der andere unablässig bemüht, die schwindende Begeisterung für Schiller

in Deutschland neu zu beleben (*Schiller in seinen Dramen; Schiller und die deutsche Gegenwart*). Daraus erklären sich die Ähnlichkeiten und Verschiedenheiten in ihrer Auffassung. Gemeinsam ist ihnen der künstlerische Instinkt für das Echte, der leidenschaftliche Hass gegen allen Schein und Trug, der tiefsittliche Grundzug ihres Wesens. Aber wie die Ästhetik Hebbels über die Schillers hinausgreift, um wie viel mehr sie den Anforderungen unseres modernen Lebens gerecht wird, um so viel weiter ist der Blick des norddeutschen Kritikers. Weitbrecht ist ein echter und gerechter Schwabe mit allen Vorzügen und Schwächen seines Stammes. Ehrlich und geradeheraus bis zur Grobheit, feurig bis zur fanatischen Fieberhitze, überzeugungsfest bis zur schroffen Einseitigkeit. Die beiden grünen Bändchen sind ein Meisterstück pathetischer Geschichtschreibung, wie sie Schiller liebte. Die Sprache reisst den Leser fort, und er vergisst gern an der Wahrheit des Gesagten zu zweifeln. Erst hintennach kommen manche Bedenken. —

Romantik, Junges Deutschland, Moderne, die drei Kulturrevolutionen, denen das heutige Deutschland zum grossen Teil seine Geistesfreiheit und die Blüte von Kunst und Wissenschaft verdankt, werden von Weitbrecht in Bausch und Bogen verworfen. Er ist konservativ, eng-national, und interessiert sich nur für rein poetische, d. h. nach der traditionellen Anschauung poetische, Erzeugnisse der deutschen Literatur. Er ist zu temperamentvoll, um den Versuch zu machen, objektiv zu sein. Darum wird er den Vorbereitungs- und Übergangsperioden, die nicht unmittelbar, sondern erst in ihrem Gefolge grosse Kunstwerke hervorbringen, nicht gerecht. Nach einem widerwillig ausgesprochenen Lob der nationalen Bestrebungen der Romantiker, stürzt er sich mit Feuereifer auf die Schwächen und Extravaganzen einiger Individuen, um dann über das Ganze ein Verdammungsurteil auszusprechen. Er ist in eine böse Sackgasse gekommen: denn was soll er mit den schönsten Früchten der Romantik, mit Kleist, Uhland, Chamisso und Eichendorff, nun anfangen? Es bleibt ihm nichts anderes übrig, als sich durch ein Hintertürchen ins Freie zu retten: Diese Dichter dürfen der Romantik „nicht ohne weiteres zugerechnet werden"! (p. 14). So sind wir einigermassen darauf vorbereitet, wenn uns in dem Abschnitt über Kleist der Satz zu Gesicht kommt: „Wenn Kleist im *Käthchen von Heilbronn* und im *Prinzen von Homburg* dem Schlafwandlerischen und traumhaft Hellseherischen Geltung einräumte, so war das kein gedankenloses Zugeständnis an die romantische Mode.., sondern es entsprang seinem heissen Bemühen, in die letzten und individuellsten Geheimnisse der Menschenseele hinunterzugraben" etc. (p. 22 f.). Nennt man nicht eben dieses Bemühen „romantisch"? Ist es nicht eben ein Hauptverdienst der Romantiker, dass sie das „Gemüt" entdeckten, und sich nicht scheuten, auch in die Abgründe des seelischen Lebens zu tauchen? Und wenn Kleist das, was er geschaut,

in vollkommenere und dauerndere Formen zu fassen vermochte als die andern, ist er darum kein Romantiker? —

Ähnlich wie bei Kleist versucht Weitbrecht auch bei den übrigen Dichtern, die aus der Romantik hervorgingen, die romantischen Elemente wegzuerklären oder wenigstens zu entschuldigen. Wo diese eigentümliche Schrulle das Bild nicht verzerrt, sind die Einzelcharakteristiken treffend und von plastischer Greifbarkeit; so die Platens, Immermanns und Grillparzers.

Das auf die Darstellung der Romantik und ihrer Ausläufer folgende II. Kapitel: *Zwischen den Revolutionen,* ist das bedeutsamste des ganzen Werkes.Es enthält die schneidig geführte Fehde gegen Heinrich Heine. Während Weitbrecht die Bedeutung der mit dem Gesamtnamen „Junges Deutschland" unvollkommen bezeichneten Bewegung m. e. unterschätzt: sein Urteil über Heine trifft den Nagel auf den Kopf. Es wäre sehr zu wünschen, dass die klaren, scharfen, in diesem Fall durchaus massvollen Ausführungen Weitbrechts die weiteste Verbreitung fänden. Hierzulande wird ja noch heutigen Tages Heine als der dritte im Bunde neben Goethe und Schiller als deutscher Klassiker gepriesen und — doziert! Als ob Heine nicht durch seine ganze Tätigkeit den Beweis erbracht hätte, dass, um wahrhaft Grosses zu gestalten, nicht bloss Talent, sondern auch Charakter erforderlich ist, bietet man in Schulausgaben aller Art den amerikanischen Studenten Heines unbedeutendste Feuilletons, statt sie dafür mit ernsthaften Persönlichkeiten, die auch nach Goethe aufgetreten sind, bekannt zu machen. Dass hier Wandel geschehe, dazu möge Weitbrechts Büchlein, das jedem, auch dem schlechtbezahlten deutschen Lehrer der Dorfschule, zugänglich ist, recht viel beitragen! Ich tute hier durchaus nicht in das Horn des verächtlichen Antisemitismus und stimme in der Hinsicht weder mit Weitbrecht, noch mit Bartels überein, der im zweiten Teil seiner jetzt erschienenen, *grossen* Literaturgeschichte Heine eigentlich nur als Juden verfolgt. Ich glaube vielmehr, dass Heine nicht, oder doch nicht viel anders gewesen wäre, als er war, auch wenn er einer christlich-germanischen Familie entsprosst wäre. Nicht als Jude, sondern als moralisch haltloser Mensch, als Talent ohne Charakter, war er der „Honigkelch voll Gift für die Nation". Und darum sollte er den allzulange behaupteten Platz nach Goethe und Schiller Grösseren einräumen: Kleist, Uhland, Grillparzer — und Mörike.

Wer kennt hier in Amerika Eduard Mörike? In Kuno Franckes Literaturgeschichte muss er sich mit einer Anmerkung begnügen, Prof. von Klenzes „Deutsche Lyrik" weiss gar nichts von ihm; und ich könnte Dozenten der Deutschen Literatur nennen, die noch keine Silbe von ihm gelesen haben. Deswegen ist es gut, dass Weitbrecht dem lange Verborgenen eine ausführliche Besprechung widmet. Im letzten Jahre sind ja zwei umfangreiche Biographieen Mörikes erschienen, eine „wissenschaft-

liche" von dem Berliner Harry Maync, und eine populärer gehaltene von Karl Fischer, der Mörike in sich durchlebt hat. Wem diese Bücher unzugänglich sind, für den genügen zur Einführung auch die sieben Seiten in Weitbrechts Büchlein; und wer sich an Lyrik nicht herangetraut, der lese zuerst das *Stuttgarter Hutzelmännlein,* „eines jener Trostbüchlein für den Kummer und Ärger des Zeitlichen, die nicht zu kennen ein Unglück ist."

Über den Rest des Werkes habe ich wenig mehr zu sagen. Von dem Kapitel *Die Rückkehr zur Form* an, berührt es sich mit der Darstellung Bartels, dessen Einwirkung da und dort zu spüren ist. Nicht als ob Weitbrecht unselbständig wäre — die beiden Männer treffen eben vielfach in ihrem Urteil zusammen, schon deswegen, weil beide von jeder Schultradition frei sind, nicht sogenannten Autoritäten entsprechen, sondern ihrem künstlerischen Gefühl und gesunden Menschenverstand folgen; vgl. Z. f. d. U. 15, 611 ff. Ein besonders schönes Beispiel für des Verfassers nachempfindende Darstellungskunst ist die kurze, vielsagende Gegenüberstellung von Hermann Lingg und Geibel, p. 134.

Von Bedeutung ist es, dass Weitbrecht unter die Hauptvertreter des *Poetischen Realismus* auch Hermann Kurz aufnimmt, den Bartels den „kleinen Realisten" beigezählt hatte. Ohne Frage ist Kurz „einer von denen, an denen die Nachwelt etwas gut zu machen hat". Es scheint mir aber, dass Weitbrecht in seiner Schätzung des schwäbischen Novellisten und Romandichters zu hoch greift. Ich selbst bin Schwabe genug, um auf Kurz stolz zu sein, zweifle jedoch, ob Nicht-Schwaben sich in den „Sonnenwirt" und den Herzog Karl, der sich den Rockkragen zu eng knüpft, um rot und gesund auszusehen, oder in die Verhältnisse in der alten „Legionskaserne", so recht hineinleben können. Mir scheint das alles viel zu spezifisch-schwäbisch, um typisch-menschlich und also allgemeinverständlich sein zu können. Hoffentlich täusche ich mich.

Wilhelm Jordan unter den Realisten zu finden (II, p. 57 ff.), war mir eine Überraschung. Ich glaube, dass sich Weitbrecht doch gar zu sehr durch die nationale Gesinnung des Dichters und dessen Kampf gegen „alles Ungesunde in moderner Kultur und Kunst" hat bestechen lassen. Freilich lässt sich mit dem Verfasser nicht rechten, da er selbst die Zeit für die richtige Beurteilung Jordans noch nicht für gekommen hält. Dass aber Jordans *Nibelunge* sich an Wucht und Grösse und Einheitlichkeit mit Hebbels Trilogie nicht messen können, das steht doch wohl jetzt schon fest. Wenn Jordan auch nicht gerade nur „reproduziert" hat, sicher hat er den gewaltigen Stoff nicht so aus sich heraus „wiedergeboren", wie es bei Hebbel der Fall ist.

Die letzten zwei Abschnitte: *Nationale Einigung und geistige Entartung,* und „*Die Moderne*" unterscheiden sich nicht wesentlich von den entsprechenden Kapiteln in Bartels. Nur ist Weitbrecht viel ablehnender

gegen die Bestrebungen der achtziger und neunziger Jahre als Bartels. Wenn er von seinem Standpunkte aus die einfache Tatsache, dass der geschmähte Naturalismus die einzige Rettung der deutschen Kunst und Literatur war, nicht gelten lässt, so kann man auch darüber nicht streiten. Jedenfalls sind die Zeiten der Ebers, Wolff und Lindau vorbei, auch das Theoretisieren scheint allmählich überwunden zu werden; mögen die „Dichterpersönlichkeiten, die Grosses und Echtes schaffen können aus der selbstherrlichen Kraft ihres poetischen Genius“, bald kommen—das deutsche Volk könnte sie brauchen!

Editorielles.

An der Jahreswende. Es wird zwar voraussichtlich mehr als die erste Hälfte des Januars verflossen sein, ehe dieses Heft, das erste des neuen Jahres, in die Hände seiner Leser gelangt, und in unserer schnelllebigen Zeit wird daher auch das neue Jahr bereits etwas Altes geworden sein; doch soll uns das nicht davon abhalten, unsern Lesern noch nachträglich *einen herzlichen Neujahrsglückwunsch* zu übermitteln.

Wenn wir das Fazit über die im verflossenen Jahre an unseren Schulen getane Arbeit zögen, dürften wir wohl ohne Überhebung behaupten, dass dies zu unseren Gunsten lauten würde. Allerorten zeigte sich Leben und Bewegung, die Grundbedingungen für eine heilsame Entwickelung, wie andererseits Stillstand und Untätigkeit ihre verderblichsten Feinde sind.

In einer Hinsicht bezeichnet das letzte Jahr einen Wendepunkt für die Schulentwickelung, indem in ihm die Lehrerschaft in regere Aktivität trat, die, obgleich unstreitig der bedeutendste Faktor, bisher im Hintergrunde gestanden hatte und höchstens mit mehr oder weniger Geschick bestrebt gewesen war, den Anordnungen von Superintendenten, Assistenzsuperintendenten und Prinzipalen Folge zu leisten. Man sah auch bisher nicht die Notwendigkeit ein, dem Gros der Lehrerschaft eine gewisse Selbständigkeit zu gewähren. Teilweise lag dies in dem vorherrschend merkantilen Sinne unserer Bevölkerung, die nicht gewohnt ist, den von ihnen Angestellten gegen ihren Willen Selbständigkeit zu gewähren, dann aber auch in den Lehrern selbst, denen es zum grossen Teile an der nötigen Vorbildung fehlte, um eine ihnen gewährte Selbständigkeit weislich zu benützen.

Dass die kommunalen und beruflichen Vorgesetzten mit der Abhängigkeit der Lehrer einverstanden waren und sie erstrebten, braucht uns nicht wunderzunehmen. Es lässt sich doch so schön regieren, wenn man nur vom grünen Tische anzuordnen braucht, wenn, wie Kollege Burckhardt in seinem Flachsmann-Artikel so treffend sagte, der Superintendent von seiner Amtsstube aus nur den elektrischen Knopf